

Nicht-ideale Epistemologie¹

Was sie ist und was sie sein soll

Maira Pérez, Blas Radi

Einleitung

Die nicht-ideale Epistemologie – zumindest jene, die explizit unter diesem Namen fungiert – hat erst kürzlich in das Feld der analytischen Epistemologie Eingang gefunden. Den jüngsten Veröffentlichungen entsprechend handelt es sich um eine unorthodoxe Initiative, deren Konturen noch unscharf und spannungsgeladen sind und deren genaueres Verständnis von einer umfassenden Rezeption der nicht-idealen Theorie abzuhängen scheint, wie sie von Charles Mills im Bereich der politischen Philosophie entwickelt wurde. In diesem Kapitel stellen wir einen Ansatz für die nicht-ideale Epistemologie als produktive Richtung einer sozial engagierten Philosophie vor. Zu diesem Zweck wird zunächst Mills' Unterscheidung zwischen idealer und nicht-idealer Theorie in der politischen Philosophie nachgezeichnet. Anschließend werden das epistemologische Äquivalent zur nicht-idealen politischen Theorie sowie Mills' Ansatz und verschiedene zeitgenössische Beiträge zur sozialen Epistemologie behandelt. Unter Berücksichtigung einiger Einschränkungen dieser Beiträge wird die Grundlage für ein neues Modell der nicht-idealen sozialen Epistemologie gelegt, das als Desiderat vorgestellt wird. Zum Abschluss wird die Rolle erörtert, die eine nicht-ideale soziale Epistemologie in einem breiteren Appell zu sozial engagierter Philosophie spielen kann.

1 Übersetzung: María Tellechea und Léonce Lupette

Die Unterscheidung ideal – nicht-ideal in der Philosophie

Die metatheoretische Unterscheidung zwischen idealer und nicht-idealer Theorie wurde in Debatten über die Methodologie der politischen Philosophie sowie deren Möglichkeiten, normative Ansprüche mit realen Gegebenheiten zu vereinen, populär. Allgemein gesagt bezeichnet »ideale Theorie« laut Mills' Interpretation (2005) jene normativen Theorien, die ein konzeptuelles Modell der Gesellschaft mit dem Ziel schaffen, idealisierte Bedingungen von Vollkommenheit und Gerechtigkeit zu beschreiben – oft ohne die praktischen Einschränkungen beziehungsweise die konkreten Realitäten der Welt zu berücksichtigen. Die »nicht-ideale Theorie« hingegen bezieht sich auf normative Theorien, die nicht darauf gründen, perfekte oder ideale Bedingungen darzustellen, sondern die die tatsächlichen Beschränkungen, Ungerechtigkeiten und Probleme der realen Gesellschaft anerkennen und zur Sprache bringen, in dem Versuch, praktische Lösungen zur Verbesserung der bestehenden Verhältnisse zu finden. In den Worten von Kaufmann: »Die nicht-ideale Theorie untersucht empirisch informiert Hindernisse der und Abweichungen von den Gerechtigkeitsgrundsätzen; darunter die Ursachen und Funktionsweisen struktureller Marginalisierung« (2022: 217).² Häufig wird die Verteidigung der nicht-idealen Theorie von dem unangenehmen Eindruck befeuert, dass die politische Philosophie von der Realität abgekoppelt sei – das gilt besonders für jene Verteidiger*innen der Theorie, die sich in nicht-hegemonialen sozialen Positionen befinden (Hänel/Müller 2022: 34). Wie wir jedoch im Folgenden sehen werden, existiert kein einheitliches Verständnis dieser beiden Begriffe und ihres Verhältnisses zueinander. Dementsprechend gibt es in der Fachliteratur auch keine einheitliche oder standardisierte Sichtweise, sondern eine Vielzahl von Herangehensweisen, die lediglich eine Art von Familienähnlichkeit teilen.³

Die erste Formulierung der Unterscheidung zwischen idealer und nicht-idealer Theorie findet sich im Werk von John Rawls. Dort wird die nicht-ideale Theorie im Kontrast zur idealen Theorie entwickelt. Hier werden beide

2 Soweit nicht anders gekennzeichnet, stammen die Übersetzungen ins Deutsche von den Übersetzer*innen des vorliegenden Textes, M.T. u. L.L.

3 Viele dieser Herangehensweisen kommen in den Beiträgen des kürzlich erschienenen *Routledge Handbook of non-ideal theory* (Hänel/Müller 2024) zum Ausdruck. Für eine Systematisierung und Analyse der verschiedenen Formen, die der Begriff der »nicht-idealen Theorie« annimmt, siehe auch Radi 2025.

Theorien als notwendige Bestandteile einer umfassenden Gerechtigkeitstheorie vorgestellt, die in einem Vorrangverhältnis zueinanderstehen: Die ideale Theorie ist für Rawls dabei die notwendige Vorstufe der nicht-idealen Theorie.

Seit der Veröffentlichung von *Eine Theorie der Gerechtigkeit* (Rawls [1971] 2012) haben viele Kritiker*innen die Rawls'sche Darstellung abgelehnt, seine Vorrang-These infrage gestellt und sogar den theoretischen und praktischen Nutzen der idealen Theorie bestritten, wobei sie in manchen Fällen nicht-ideale Ansätze verteidigen; dabei haben die nicht-idealen Ansätze nicht in allen Fällen die gleiche Form angenommen. In Charles Mills' Ansatz ist die nicht-ideale Theorie diejenige, die eine nicht-idealisierende Herangehensweise verfolgt. Dabei wird die nicht-idealisierende Herangehensweise als eine normative Strategie verstanden, die drei grundlegende Merkmale kombiniert: Sie vermeidet falsche Voraussetzungen bei der Bildung von Modellen über die Phänomene, auf die sie sich bezieht; sie erweitert durch die Berücksichtigung konkreter Realitäten die Anwendbarkeit der Theorie auf Phänomene der Unterdrückung aufgrund von *race*, Klasse und Geschlecht, die dieser Strategie als Mittel- und Orientierungspunkt dienen, und sie bietet somit den besten Weg, die Ideale der praktischen Philosophie umzusetzen.

Um Mills' Ansatz vollständig zu verstehen, ist es ratsam, den tieferen Kern seiner Kritik vorzustellen, allem voran die drei vom Autor unterschiedenen Bedeutungen des Begriffs »ideal«: ideal als normatives, als deskriptives und als idealisiertes Modell. Die erste Bedeutung zielt auf den trivialen und unbestrittenen Sinn, der die Auseinandersetzung mit »normativen/präskriptiven/bewertenden Fragen im Gegensatz zu faktischen/deskriptiven Fragen« meint (2005: 166); keine Moralthorie kommt ohne solche Ideale aus. Die zweite Bedeutung meint den Sinn, der in der Abstraktion impliziert ist, d.h. in der Entwicklung »einer Art von Darstellung, die beansprucht, die wesentlichen Aspekte von P [ein bestimmtes Phänomen] (dessen Wesen) sowie dessen tatsächliche Funktionsweise (seine grundlegende Dynamik) zu beschreiben« (2005: 166). Die dritte Bedeutung entspricht der a priori Erstellung von exemplarischen Modellen darüber, wie das behandelte Phänomen sein sollte, und ist charakteristisch für die ideale Theorie. Dieser Sinn wird in der nicht-idealen Herangehensweise infrage gestellt, wobei berücksichtigt wird, was er für die Entwicklung einer normativen Theorie bedeutet.

Mills' starker Widerspruch gegen die Idealisierung richtet sich nicht gegen die normative oder abstrakte Natur der Ideale an sich, sondern dagegen, dass diese von falschen Voraussetzungen ausgehend entwickelt werden. Seine Kritik zielt auf ein methodologisches Problem, das Theorien betrifft, die – wie

bereits Onora O'Neill einige Jahre zuvor angemerkt hatte – »scheitern, weil sie die sozialen und historischen Merkmale ignorieren, die menschliches Handeln ausmachen, und den menschlichen Akteuren Urteils- und Entscheidungsfähigkeiten zuschreiben, die sie schlichtweg nicht besitzen« (1987: 56). Aus diesem Grund, so Macarena Marey, haben Mills' »substanzielle Kritiken an den wichtigsten Traditionen der politischen Philosophie eine stark methodologische Prägung«, da er die Ursachen ihrer Verzerrungen »in der Art und Weise, wie Theoretiker*innen sich den Gegenständen annähern, die sie erforschen« sucht (2022: 238).⁴

Während die nicht-ideale Theorie laut Mills einräumt, dass die Theoriebildung zum Verständnis der sozialen Realität Ideale-als-deskriptive-Modelle benötigt, zeichnet die ideale Theorie sich durch das Vertrauen auf Ideale-als-idealisierte-Modelle aus, »bis hin zum Ausschluss oder mindestens zur Marginalisierung des Realen« (2005: 168). Diesem Phänomen des Ausschlusses oder der Marginalisierung des Realen gehen mehrere Annahmen voraus, die Mills zufolge zum Grundapparat der idealen Theorie gehören. Die erste ist eine idealisierte Sozialontologie, die den menschlichen Individuen atomistische und undifferenzierte Eigenschaften zuschreibt, wodurch die historischen Ungerechtigkeiten, die Herrschaftsverhältnisse, die strukturelle Unterdrückung sowie die Ungleichheiten zwischen Individuen abstrahiert werden. Die zweite Annahme ist die der idealisierten Fähigkeiten, die »völlig unrealistisch [...] selbst für die privilegierte Minderheit« sind (Mills 2005: 168); es wird vorausgesetzt, dass die Individuen vollkommen rational handeln, durch altruistische Prinzipien geleitet werden und Entscheidungen unparteiisch und objektiv treffen, wobei sie sich nur am Gemeinwohl und dem Respekt für die Rechte anderer orientieren. Die dritte Annahme ist das Schweigen über Unterdrückung, das dazu führt, dass Überlegungen zu vergangener Unterdrückung und deren Auswirkungen auf die Gegenwart ausgelassen werden. Zudem wird ausgeblendet, wie strukturelle Unterdrückung die Institutionen und Individuen prägt. Die vierte Annahme betrifft die idealen sozialen Institutionen, wie Familie oder Rechtssystem, die als Genossenschaftsunternehmen zum gegenseitigen Nutzen gedacht werden – dadurch wird übersehen, wie diese

4 Tatsächlich führen Hänel und Müller an, dass das, was die nicht-ideale Theorie auszeichnet, weniger ihr Gegenstand ist (eine Theorie, die sich den »Problemen der realen Welt zuwendet«) als vielmehr deren Methodologie »insofern diese in der Lage ist, die ideologische Verortung anzusprechen und es uns folglich ermöglicht, adäquatere Kenntnisse zu erlangen« (2022: 34 und 41).

Institutionen einige ihrer Mitglieder systematisch benachteiligen. Die fünfte Annahme ist eine idealisierte kognitive Sphäre, mit der »[e]ine allgemeine soziale Transparenz vorausgesetzt [wird], wobei kognitive Hindernisse auf Vorurteile aus Eigeninteresse oder die intrinsischen Schwierigkeiten des Weltverständnisses reduziert werden« (Mills 2005: 169). Dies vernachlässigt reale epistemische Fähigkeiten und Einschränkungen sowie die Art und Weise, wie hegemoniale Ideologien die Wahrnehmung und das Verständnis der sozialen Ordnung beeinflussen. Die letzte von Mills erwähnte Annahme ist die des strikten Befolgens, das sich nicht nur auf die Rawls'sche Annahme bezieht, »dass jeder gerecht handelt und seinen Teil zur Erhaltung der gerechten Institutionen beiträgt« (Rawls [1971] 2012: 24), sondern auch auf die Priorität, die Rawls den Problemen der idealen Theorie gegenüber den dringenderen Fragen der nicht-idealen Theorie eingeräumt hat.

Aufgrund der Kluft zwischen den Ideale-als-idealisierte-Modellen und den Ideale-als-deskriptive-Modellen machen die von idealisierenden Ansätzen entwickelten Begriffe entscheidende Aspekte der sozialen Realität unsichtbar – besonders jene, die mit rassistischer, klassenbezogener und geschlechtlicher Unterdrückung zusammenhängen – und sind daher zur Erfassung dieser Realität ungeeignet. Für Mills führt dieses epistemische Defizit zu einem zweiten, praktischen Problem: Die Ethik wird dadurch unfähig, ihre eigenen Ziele zu erreichen. So trägt die Idealisierung nicht nur nicht zum Hauptanliegen der Ethik bei – »unsere Handlungen zu leiten und uns zu besseren Menschen zu machen« (Mills 2005: 170) –, sondern sorgt vielmehr dafür, dass ihre Ideale nie erreicht werden. Mit anderen Worten: Die Unterdrückung nicht zum Gegenstand der Theorie zu machen führt nicht dazu, die Unterdrückung zu überwinden, sondern dazu, sie zu zementieren.

Mills illustriert dies am Beispiel der normativen Begriffe »Reinheit« und »Autonomie«, die als Ideale-als-idealisierte-Modelle zur Unterdrückung beitragen. Das Reinheitsideal wurde auf die *race* angewandt, eine Kategorie, die sich dieser Klassifizierung widersetzt, und trug so zur weißen Vorherrschaft bei. Das Ideal der Autonomie hingegen verkennt nicht nur die wechselseitige Abhängigkeit der Menschen, sondern half auch, Fürsorgearbeit unsichtbar zu machen, die historisch vor allem Frauen zugeschrieben wurde und »überhaupt erst die Grundlage für jegliches Erreichen von Autonomie schafft« (Mills 2005: 177).

Mills bemerkt, dass die soziale Stellung von Individuen innerhalb eines Netzes von durch Ungleichheit geprägten Beziehungen ihr kognitives Reper-

toire signifikant beeinträchtigt. Daher bezeichnet er die ideale Theorie als »Ideologie« und beschreibt sie als

»einen verzerrenden Komplex aus Ideen, Werten, Normen und Überzeugungen, der die Interessen und Erfahrungen einer kleinen, nicht repräsentativen Minderheit der Landesbevölkerung widerspiegelt – weiße Männer der oberen Mittelschicht –, die in der philosophischen Fachwelt stark *überrepräsentiert* ist« (Mills 2005: 172).

Die Überlegenheit der nicht-idealen Theorie liegt darin, dass sie die Unterdrückung als Rückgrat und Leitmotiv ihrer Analyse begreift und so ihre Anwendbarkeit auf Fragen von Klasse, *race* und Geschlecht erweitert. Ihre analytische Kraft und ihr praktisches Potenzial profitieren von der Entwicklung und Anwendung »nicht-idealisierter deskriptiver Abbildungsbegriffe« (Mills 2005: 174), die in der Lage sind, die Situation von Frauen, Schwarzen und Armen in ihrem Kern zu erfassen. Begriffe wie »Patriarchat«, »Ideologie«, »Androzentrismus«, »weiße Vorherrschaft«, »Fetischismus«, »Kapitalismus« und »weiße Normativität« sind abstrakte Konzepte, die dennoch eine Annäherung an die soziale Realität ermöglichen, da sie Unterdrückung und gruppenspezifischen Unterschieden gegenüber aufmerksam sind. Wie Mills es ausdrückt, sind es Begriffe, die »zwar *abstrahieren*, aber nicht *idealisieren*« (2005: 175) und die die Kategorien *race*, Geschlecht und Klasse in die Analyse sozialer Beziehungen einbeziehen.

Zusammengefasst lässt sich sagen, dass die nicht-idealisierende Theorie es vermeidet, für das Verständnis der sozialen Wirklichkeit entscheidende Realitäten zu übergehen. Ausgestattet mit Ressourcen, die darauf ausgelegt sind, die soziale Unterdrückung marginalisierter Gruppen wahrnehmbar zu machen, stellt sie sich diesen Realitäten und bietet so die beste Möglichkeit, normative Ideale der Theorie zu verwirklichen.

Das epistemologische Äquivalent zur nicht-idealen Theorie

Mills zufolge sollte das epistemologische Äquivalent zur nicht-idealen Theorie die naturalisierte Epistemologie sein, die notwendigerweise sozialer Natur ist (2007). Es sei angemerkt, dass der Naturalismus in der Epistemologie seit Quines wegweisendem Text »Naturalisierte Erkenntnistheorie« ([1969] 1975) viele sehr verschiedene Ausdrucksformen gefunden hat. So ist das gemeinsa-

me Merkmal aller naturalistischen Ansätze die Verteidigung der Verbindung zwischen der epistemologischen Forschung und der empirischen Wissenschaft, doch sind die Bedingungen dieser Verbindung nicht immer dieselben. Das breite Spektrum reicht von radikalen und umstrittenen Positionen wie Quines szientistischem Naturalismus bis hin zu moderaten Positionen wie jener von Goldman (1994), die epistemische Akteur*innen als physische Organismen begreift und die Epistemologie als eine Disziplin versteht, die der Unterstützung durch empirische Wissenschaften bedarf. Das Gebot, die Normen der realen Kognition zu artikulieren, drückt sich bei Quine in der Verschmelzung von Epistemologie und Wissenschaft aus, während es bei Goldman im Beistand der Epistemologie seitens wissenschaftlicher Disziplinen besteht. Es ist jedoch anzumerken, dass Mills' Begriff der Nicht-Idealität – wie im vorhergehenden Abschnitt gezeigt – weitaus mehr umfasst als bloß die Ablehnung des Apriorismus und die Inanspruchnahme der epistemischen Nutzung empirisch-wissenschaftlicher Ergebnisse. Diese Erweiterung wurde von neueren Ansätzen in der sozialen Epistemologie aufgegriffen.

Für Mills ist die naturalisierte Epistemologie notwendigerweise sozial, weil die Vermeidung von Idealisierung bedeute, überindividuelle kognitive Realitäten zu berücksichtigen (Mills 2007).⁵ Und wenngleich sich diese Begründung streiten lässt, so ist doch unlegbar, dass die nicht-ideale Epistemologie nicht individualistisch konzipiert werden kann. Anders gesagt: Eine nicht-ideale Epistemologie ist nur in einem sozialen Rahmen möglich.

Die soziale Epistemologie ist ein junges Forschungsfeld, das als die Erforschung der sozialen Dimensionen des Wissens definiert wurde. Eine so allgemeine Charakterisierung sagt viel und wenig zugleich. Sie sagt viel, insofern die Einbeziehung des Sozialen in die Epistemologie einen starken Kontrast zur individualistischen Tradition darstellt, die Lorraine Code (1991) als »S-weiß,-dass-p-Epistemologien« (*S-knows-that-p epistemologies*) bezeichnet hat. Zugleich sagt sie jedoch wenig, weil unter Fachleuten kein Konsens darüber besteht, wie der Begriff »Wissen« verstanden werden sollte, welchen Umfang »das Soziale« hat und warum es sinnvoll wäre, dies zu untersu-

5 Bereits in »Alternative Epistemologies« (1988: 252) vertritt Mills eine naturalisierte Epistemologie à la Kornblith, die ein »positives Korrektiv gegenüber der solipsistischen Figur des cartesischen Denkers« bietet, indem sie »das epistemologische Projekt ausdrücklich mit der Art und Weise verknüpft, in der Menschen tatsächlich Wissen über die Welt erlangen«.

chen (Goldman 1999). Dementsprechend zählen heute äußerst heterogene Forschungsrichtungen zur sozialen Epistemologie. Sie umfassen etwa

»Theorien, die sich auf die sozial differenzierte Natur von Wissenden (im Gegensatz zur generischen Natur von Wissenden im atomistischen Modell), die sozial interaktive Natur (im Gegensatz zur Selbstgenügsamkeit von Wissenden im atomistischen Modell), den Prozess der Wissensproduktion innerhalb von Gruppen und die Annahme der Gemeinschaft als wissendes Subjekt (im Gegensatz zum Individuum als primäres wissendes Subjekt im atomistischen Modell) konzentrieren.« (Hänel 2022: 147)

In ihren Unterschieden machen diese verschiedenen Richtungen deutlich, dass die Reflexion über das Wissen und dessen Platz im sozialen Leben weit mehr einschließt als die traditionelle dreiteilige Analyse, die Gettierologie und die Auseinandersetzung mit den Skeptiker*innen; zugleich erweitern diese Forschungsrichtungen das Spektrum der Problemfelder der Disziplin.

In den letzten Jahren erwies sich dieses Gebiet als besonders fruchtbar für die Entwicklung von Ansätzen, die sich selbst als »nicht-ideal« bezeichnen. Diese konnten sich insbesondere in der Auseinandersetzung mit dysfunktionalen Aspekten unserer epistemischen Interaktionen etablieren – epistemische Ungerechtigkeit, Vorurteile und Phänomene des Leugnens – sowie in der Fortsetzung bereits bestehender Studien zur Auswirkung struktureller Ungerechtigkeiten (Rassismus, Kolonialismus, Sexismus) auf das epistemische Leben. Obwohl in all diesen Ansätzen der Einfluss von Mills deutlich zu erkennen ist, kommen bei der Analyse dessen, was sie jeweils als »nicht-ideal« auszeichnet, vollkommen unterschiedliche Elemente zum Vorschein. Die Untersuchung dieser Ansätze und die Erklärung, in welchem Sinne sie unzureichend sind, wird dazu beitragen, die Desiderate einer nicht-idealen sozialen Epistemologie zu skizzieren.

Nicht-ideale Epistemologie als Heuristik

In ihrem berühmten Werk *Epistemische Ungerechtigkeit* ([2007] 2023) verfolgt Miranda Fricker eine Herangehensweise, die sich durch die Priorisierung der Diagnose epistemischer Dysfunktionen in der realen Welt auszeichnet. Ihr ausdrückliches Ziel ist es, »bestimmte ethische Aspekte zweier unserer wesentlichsten Erkenntnispraktiken im Alltag [zu] beleuchten: anderen Menschen Wissen zu vermitteln, indem wir ihnen etwas erzählen, und un-

sere eigenen sozialen Erfahrungen sinnvoll zu deuten« (2023: 24). Zu diesem Zweck untersucht sie die »gelebten« epistemischen Praktiken, »die notwendigerweise von Subjekten ausgeübt werden, die sozial situiert sind« (2023: 19), und zwar in den ungleichen und ungerechten Kontexten, in denen wir leben.⁶ Die Subjekte ihrer paradigmatischen Fälle haben eine Identität, sind von Ideologien geprägt, sie lügen, haben Interessen, leiden unter kognitiven Beeinträchtigungen, konkurrieren miteinander und unterhalten Beziehungen in einer ungerechten Welt, in der ihre sozialen Positionen den Ausschlag geben und in der Dinge scheitern können (und auch tatsächlich scheitern).

Unter dem Sammelbegriff epistemische Ungerechtigkeit unterscheidet Fricker zwischen der Zeugnisungerechtigkeit, bei der Vorurteile die Glaubwürdigkeitsbeurteilungen eines Sprechers beeinflussen, und der hermeneutischen Ungerechtigkeit, die in ungleichen Hintergrundbedingungen von hermeneutischen Chancen besteht. Letztere führt dazu, dass bestimmte Subjekte aufgrund ihrer identitären Zugehörigkeiten an den Rand der Praktiken gedrängt werden, in denen soziale Bedeutung geschaffen wird (Fricker 2023). Die erste Art der Ungerechtigkeit tritt auf, wenn Vorurteile die Glaubwürdigkeitsurteile über Sprecher*innen beeinträchtigen, während die zweite Art entsteht, wenn »aufgrund hermeneutischer Marginalisierung ein wichtiger Bereich der eigenen sozialen Erfahrung dem Verständnis der Allgemeinheit entzogen wird« (Fricker 2023: 216).⁷

Fricker verfolgt für ihre Untersuchungen einen »failure-first methodological approach« (Fricker 2015: 73) und nennt hierfür einen pragmatischen Grund: Für sie ist eine angemessene Diagnose konkreter Ungerechtigkeiten ein notwendiger Schritt auf dem Weg zur Gerechtigkeit. Die Beschränkung der nicht-idealen Komponente auf eine bloße Heuristik wirft jedoch die Frage auf, ob dieser Weg überhaupt beschritten werden kann. Dies wird besonders deutlich,

6 Es ist anzumerken, dass die »realen Fälle«, von denen die Autorin spricht, nicht immer so real sind, zumal sie immer wieder auf Beispiele aus literarischen Werken zurückgreift. Dennoch muss hervorgehoben werden, dass sie sich selbst in diesen fiktiven Fällen darum bemüht, die Plausibilität aufrechtzuerhalten. Generell meidet sie die klassischen und extravaganten Beispiele der analytischen Philosophie, so wie das Gehirn im Tank, und sucht stattdessen Beispiele, die ein glaubwürdiges Verhältnis zur Wirklichkeit unterhalten, sodass die Relevanz ihrer Argumente erhalten bleibt.

7 Wenngleich Fricker ihren Ansatz einigen Anpassungen unterzogen hat, die größtenteils auf die Rezeption ihrer Arbeit zurückzuführen sind, bleiben die hier vorgestellten Grundzüge bis heute unverändert. Zu einigen der jüngeren Anpassungen siehe Fricker 2017.

wenn Fricker auf die Tugenden als Ausweg aus dem Labyrinth der Ungerechtigkeit zurückgreift. Wie Radi feststellt, hängt die Ausübung der testimonialen und hermeneutischen Tugenden

»von einem kritischen und reflexiven sozialen Bewusstsein ab, doch wer übernimmt die Aufgabe eines solchen Korrektivs? Der Triumph der Tugend über die Vorurteile beruht auf den Superkräften des Willens eines individuellen, selbsttransparenten und, vor allem, uneigennützigen Subjekts. Ein Subjekt, das ausschließlich von epistemischer Rationalität und einem spontan solidarischen Gemüt gegenüber allen Menschen geleitet wird und fähig ist, die Vorurteile, die es unbewusst betreffen, zu identifizieren und die eigenen kognitiven Verhaltensmuster nach Belieben zu ändern« (Radi 2024).

Diese Beobachtungen lassen erkennen, dass der Rückgriff auf das individuelle Ausüben kognitiver Tugenden als Mittel gegen epistemische Ungerechtigkeit im Widerspruch zu dem Ansatz einer sozialen und nicht-idealen Epistemologie zu stehen scheint. Der soziale und nicht-ideale Charakter von Frickers Theorie stößt folglich an seine Grenzen, sobald es um die Erwartung einer tugendhaften Introspektion – und somit Interaktion – geht.

Nicht-ideale Epistemologie als pessimistischer Ausgangspunkt

Endre Begby (2021) wiederum legt das Augenmerk auf die kognitiven und kontextuellen Beeinträchtigungen, die die epistemische Rechtfertigung beeinflussen. Im Gegensatz zu Ansätzen, die von perfekt rationalen Akteuren in makellosen Umgebungen ausgehen, führt Begby einen normativen Rahmen ein, der berücksichtigt, wie Vorurteile in einer Welt mit realen epistemischen Einschränkungen gerechtfertigt sein können. Dies illustriert er anhand des Beispiels von Johnny, einem Jungen, der bemerkt (und laut Begby ist dies eine korrekte Annahme), dass die besten Mathematikschüler in seiner Klasse Jungen sind. Aufgrund dieser Beobachtung sei es für Johnny rational, zu folgern, dass Mädchen im Vergleich weniger begabt in Mathematik sind. Zudem könne es rational sein, an bestehenden Vorurteilen festzuhalten, selbst wenn man gegenteilige Beweise findet. Denn die Bewertung neuer Beweise erfolgt nicht im luftleeren Raum: Die bestehenden Vorurteile üben weiterhin Einfluss aus, entweder durch direkte Zurückweisung der Gegenbeweise (beispielsweise als Anomalie) oder durch Anpassung an die bestehenden Vorurteile. Im ge-

nannten Beispiel könnte das spätere Kennenlernen einer Gruppe talentierter Mathematikschülerinnen mit dem Vorurteil kompatibel sein, dass die Jungen besser sind, besonders wenn Johnny annimmt, dass diese Gruppe keine repräsentative Stichprobe darstelle. In diesem Sinne hätte er dann sowohl gute Gründe, voreingenommene Überzeugungen zu entwickeln, als auch, an ihnen festzuhalten.

Begbys Arbeit wurde dahingehend kritisiert, dass es sich womöglich (oder, laut einigen Stimmen, nachweislich) um gar keine richtige nicht-ideale Epistemologie handele. Zunächst verwende der Autor keine realen Fälle, sondern gedankliche Experimente, die verschiedene Grade der Idealisierung enthalten, wie isolierte Individuen oder böse Dämonen (Madva 2021 und Munton 2021). Außerdem verzichtet Begby bei den zentralen Argumenten seines Buches auf relevante empirische Forschung. So beschreibt er etwa, um detaillierter zu zeigen, wie selbst vollkommen rationale epistemische Prozesse zu voreingenommenen Überzeugungen führen können, im sechsten Kapitel das Phänomen der »Beweisvorwegnahme«. Dabei handele es sich um »ein gängiges, *aber wenig erforschtes* argumentatives Manöver«, bei dem einer Aussage die Warnung hinzugefügt wird, dass andere versuchen werden, das Gegenüber von gegen teiligen Meinungen zu überzeugen (Begby 2021: 95; Hervorhebung von uns). Begby nennt die Beweisvorwegnahme ein »Impfmittel«; wie Madva (2021: 3) jedoch bemerkt, blendet der Autor damit mehr als ein halbes Jahrhundert umfassender Forschung ausgerechnet zur Inokulationstheorie aus.

Ebenso auffällig ist das Fehlen theoretischer Ansätze aus den Denktraditionen marginalisierter Gruppen wie der feministischen Philosophie oder der Critical Race Theory, auf die er nur verweist, um sich von ihnen abzugrenzen. Der Hauptgrund dafür ist laut Begby, dass der Hauptgegenstand seiner Arbeit »aus streng epistemischer Sicht« nicht auf marginalisierte Gruppen fokussiert sei, sondern »eher allgemeiner Natur« (2021: 164) ist. Daher berücksichtigt Begby nicht, wie die soziale Situation die epistemischen Pflichten und Verantwortlichkeiten von Subjekten beeinflusst. Diese Aspekte deuten auf ein mangelndes Engagement zur Förderung der Gerechtigkeit für marginalisierte Gruppen hin – ein (unserer Meinung nach) zentrales Element der nicht-idealen Perspektive. Der Autor erklärt nicht nur, dass er »nicht davon ausgeh[t], dass die Subjekte, deren epistemische Situation hier untersucht wird, generell sozial marginalisiert sind« (2021: 8), sondern er bevorzugt es, wie Madva (2021) bemerkt, systematisch Fälle zu betrachten, bei denen weiße, männliche, tugendhafte Personen im Mittelpunkt stehen, die er von ihren Vorurteilen gegenüber Unterdrückten zu entlasten versucht.

Nicht-ideale Epistemologie als naturalisierte Methodologie

Kürzlich hat Robin McKenna (2023) versucht, die soziale nicht-ideale Epistemologie durch deren Umsetzung zu verteidigen. Unter deutlicher Berufung auf Mills erklärt der Autor, dass der nicht-ideale Charakter seiner Epistemologie darauf beruht, dass er die Idealisierung (als idealisierte Modelle) der Natur und Psychologie epistemischer Subjekte, der Beziehungen zwischen ihnen, der Institutionen, die sie bewohnen, und der Umgebungen, in die sie eingebettet sind, in ihrer Tendenz vermeidet. Die Vermeidung von Idealisierungen bedeutet, sich auf die bestmögliche empirische Evidenz zu stützen und das Augenmerk der Epistemologie auf soziale und politische Phänomene zu richten, die traditionell nicht zu ihrem Gegenstandsbereich gehörten, so wie Ungerechtigkeit und Unterdrückung.

Zu dieser allgemeinen Charakterisierung fügt McKenna drei Schlüsselaspekte seiner nicht-idealen Epistemologie hinzu. Erstens legt er den Fokus auf die Systeme der Wissensproduktion und die Institutionen, die sie stützen. Zweitens erkennt er an, dass epistemische Subjekte »tief situiert« sind, das heißt, dass ihre soziale Position für ihre epistemischen Pflichten und Verantwortlichkeiten relevant ist. So beschränkt er sich nicht darauf, anzuerkennen, dass jedes Subjekt eine bestimmte Position in einem Netz von Beziehungen einnimmt, sondern er verleiht diesem Umstand epistemische Bedeutung. Drittens verwendet er eine argumentative distinktive Strategie, die in Bezug auf die traditionellen Ideale der Epistemologie zwei Schritte vollzieht: zeigen, dass es nicht möglich ist, diese Ideale zu erreichen, und zeigen, dass es auch nicht wünschenswert ist, sie als regulative Ideale zu verfolgen.

Bis dahin scheint McKennas Ansatz ein gänzlich entgegengesetztes Spiegelbild von Begbys Theorie darzustellen. Doch das Bild vervollständigt sich durch einen angewandten Teil, der in eine andere Richtung verweist. McKenna untersucht das Problem der Laien-Experten-Dichotomie im Zusammenhang mit dem anthropogenen Klimawandel. Im Groben lässt sich die Vorgehensweise des Textes in vier Schritten zusammenfassen. Erstens verortet er das Problem der Identifizierung von Expert*innen innerhalb einer umfassenderen und grundlegenderen Frage: das Fortbestehen falscher Überzeugungen über den Klimawandel. Die empirischen Daten, die er analysiert, verknüpfen die politischen Positionen der Individuen mit ihren Überzeugungen zum Klimawandel und offenbaren ein Muster des Leugnens bei konservativen US-Republikanern. Zweitens identifiziert er die Notwendigkeit institutioneller Lösungen, um der Verbreitung falscher Überzeugungen über die

Erderwärmung entgegenzuwirken, und schlägt hierfür »wissenschaftliches Marketing« vor. Drittens befasst er sich mit dem Einwand, dass diese Lösung die intellektuelle Autonomie beeinträchtigen könnte, und er schließt mit dem Argument, dass intellektuelle Autonomie ein unerreichbares und nicht unbedingt vorteilhaftes Ideal sei, um andere epistemische Ziele zu erreichen.

Eines der evidentesten Probleme dieses Aspekts der Anwendung ist, um mit Mills zu sprechen, das »Verschweigen von Unterdrückung«. Dies zeigt sich vor allem in der Idealisierung des epistemischen Konflikts, der als eine polarisierte Konfrontation zwischen wissenschaftsfeindlichen Republikaner*innen und wissenschaftsfreundlichen Demokrat*innen dargestellt wird. Diese Beschreibung spiegelt nicht die Komplexität epistemischer Auseinandersetzungen in der Praxis wider und misst der epistemischen Lage der Subjekte – über ihre politische Orientierung hinaus – keine besondere Bedeutung zu. Anstatt zu untersuchen, wie Unterdrückungsstrukturen die Haltungen gegenüber der Wissenschaft formen, konzentriert sich McKenna auf Parteizugehörigkeit und motiviertes Denken. So ersetzt er die vertikale Dimension, die Unterdrücker*innen von Unterdrückten unterscheidet, durch eine horizontale, die Demokrat*innen und Republikaner*innen an entgegengesetzten Polen verortet und sie lediglich nach Parteizugehörigkeit voneinander unterscheidet. Mit diesem Fokus priorisiert er ein Modell, welches die Akteure an zwei verschiedenen Polen auf derselben Ebene ansiedelt, ohne die Machtasymmetrien anzuerkennen, und das die Herrschaftsverhältnisse vernachlässigt, die soziale Phänomene durchziehen. Ein situierter Ansatz – den McKenna im ersten Teil des Buches als einen der wesentlichen Aspekte seiner nicht-idealen Epistemologie bezeichnet – hätte die sozialen Unterschiede und die öffentliche Wahrnehmung des Klimawandels betont, doch McKenna bleibt demgegenüber gleichgültig.⁸ Die einschlägige empirische Literatur, die signifikante Geschlechter- und ethnische Differenzen in Bezug auf das Vertrauen in die Klimawissenschaften aufgezeigt hat,⁹ wird von ihm nicht berücksichtigt. Ebenso lässt er die grundlegende Unterscheidung zwischen »Getäuschten« und »Täuschenden« – letztere meist Unternehmer*innen und Politiker*innen – außer Acht. Insgesamt lässt McKenna also die Unterdrückungsverhältnisse außen vor, die für Mills sowohl Ausgangspunkt als auch zentraler Leitfaden

8 Dies wurde sehr hellstichtig von Naomi Scheman (2001) und Heidi Grasswick (2010 und 2014) gezeigt.

9 In der entsprechenden Literatur ist die Rede vom »Weißer-Mann-Effekt« (Slovic 1999) und vom »Weißer-konservativer-Mann-Effekt« (Dunlap/McCrigh 2011).

der nicht-idealen Theorie sind, und entkoppelt diese vertikalen Ebenen, wobei er es versäumt, zu untersuchen, wie Machtstrukturen das Vertrauen in die Klimawissenschaften beeinflussen.

Desiderate einer nicht-idealen sozialen Epistemologie

Neben den Ansätzen von Fricker, Begby und McKenna existieren noch weitere Beiträge zur Debatte darüber, was eine nicht-ideale Epistemologie ist und sein (und leisten) sollte. Die drei vorgestellten Ansätze – und ihre Schwächen – bieten zusammen mit den Leitlinien von Mills einige Orientierungspunkte auf der Suche nach Antworten: Dies ist es, was wir als die *Desiderate einer nicht-idealen sozialen Epistemologie* bezeichnen wollen.

Erstens vertreten wir die Ansicht, dass sich die nicht-ideale Epistemologie mit *den epistemischen Dysfunktionen der realen Welt* befassen muss, die sich aus dem Zusammenspiel des allgegenwärtigen und unausweichlichen Phänomens der epistemischen Abhängigkeit (wir sind auf andere angewiesen, um Wissen zu erlangen) und der Machtverhältnisse ergeben. Wie Sonja Riegler feststellt: »In Strukturen von Unterdrückung geraten epistemische Ideale, Tugenden und Normen ins Wanken« (2019: 3). Eine unvollständige Liste solcher realen Dysfunktionen umfasst epistemische Ungerechtigkeit, Echokammern, Fake News und Wissenschaftsleugnung. Angesichts dieser Realität darf sich die Ausübung der nicht-idealen Philosophie nicht auf Idealvorstellungen, Intuitionen oder exzentrische hypothetische Fälle stützen, sondern muss sich auf die drängenden Probleme des Hier und Jetzt konzentrieren.

Zweitens sollte die nicht-ideale Epistemologie *das Ziel einer Verbesserung* verfolgen: Ihr Zweck sollte darauf ausgerichtet sein, zum Fortschritt in Richtung sozialer Gerechtigkeit beizutragen. Statt lediglich Probleme zu beobachten oder zu beschreiben, sollte sie darauf abzielen, neue Theorieinstrumente zu entwickeln oder alte Werkzeuge auf neue Weise zu nutzen, um in Kontexte von Ungerechtigkeit einzugreifen. Da das epistemische Leben als Teil des sozialen Lebens betrachtet wird, sind die vorgeschlagenen epistemischen Verbesserungen als eng verknüpft mit der Lösung ungerech-

ter Situationen zu verstehen, auch wenn diese über die rein epistemischen Bereiche hinausgehen.¹⁰

Drittens, und im Zusammenhang mit dem Vorhergehenden, sollte die nicht-ideale Epistemologie ein *explizites politisches Engagement* für sozial marginalisierte Gruppen verfolgen: Ihr Eingreifen sollte sich an den Benachteiligten orientieren, an Subjekten, die durch ungerechte Machtverhältnisse geschädigt werden. Mills betont, dass es gerade die allgegenwärtige und strukturelle Natur von Ungerechtigkeiten ist, die eine Intervention auf theoretischer Ebene möglich – und aus seiner Sicht notwendig – macht: »Wenn man bedenkt, dass der antirassistische Kampf an mehreren Fronten und an verschiedenen Schauplätzen geführt wird, dann kommt angesichts der tiefen Verwurzelung der weißen Rassendominanz in der Gesellschaft insgesamt, auch Lehrenden eine wichtige Rolle zu« (Lim/Mills 2020).

Diese drei Punkte zeigen, dass die nicht-ideale Epistemologie keine Schreibtisch-Epistemologie ist, die sich für Diskussionen mit dem Skeptiker oder die Festlegung notwendiger und hinreichender Bedingungen für Wissen interessiert. Es handelt sich im Gegenteil um eine Epistemologie, die sich mit konkreten epistemischen Dysfunktionen auseinandersetzt, zu deren Lösung beiträgt und dies mit einem klaren Engagement für Unterdrückte tut. All dies übersetzt sich in eine Ausrichtung der Forschungsgegenstände auf das Konkrete und erfordert in erster Linie die Vermeidung der Idealisierung (als idealisiertes Modell) von Akteuren, ihren Beziehungen und ihren Umgebungen.¹¹

Das Vermeiden von Idealisierung impliziert seinerseits eine Reihe von Maßnahmen. Zum einen bedeutet es, (reale, situierte) *Herrschaftsverhältnisse* zum Rückgrat und zur Leitlinie der Theorie zu machen. Zum anderen erfordert es eine *soziale Ontologie*, die berücksichtigt, wie soziale Identitäten und Macht die epistemischen Phänomene beeinflussen und wie komplex diese Identitäten und Beziehungen im sozialen Feld sind. In diesem Sinne besitzen binäre

10 Theorien wie jene Begbys hingegen scheinen sich damit zu begnügen, die epistemisch verwerflichen Praktiken nichtmarginalisierter Subjekte zu rechtfertigen, womit sie deren unhinterfragte Stellung untermauern.

11 Wie wir im vorigen Abschnitt gesehen haben, liegen hier die Grenzen von McKennas und Frickers Ansätzen. McKenna entwickelt ein nicht-ideales Projekt, aber wenn es darum geht, es in die Praxis umzusetzen, entstehen Widersprüche, da es ihm nicht gelingt, über das Ideal als idealisiertes Modell hinauszugehen. Bei Fricker hingegen beschränkt sich der nicht-ideale Ansatz auf eine Heuristik, während die von ihr behandelten Probleme ein nachhaltiges Engagement für diesen Ansatz erfordern würden.

Schemata vom Typ Unterdrückende/Unterdrückte oder eindimensionale Ansätze, die etwa nur den Faktor *race* oder nur das Geschlecht berücksichtigen, »weder heuristisches noch Erklärungsvermögen [...], einfach weil die Welt nicht binär ist« (Pérez 2022: 126). Eine nicht-ideale soziale Epistemologie muss Modelle entwickeln, die in einer Welt anwendbar sind, die von vielfältigen, verwobenen und mitunter sogar widersprüchlichen Verhältnissen von Identität, Unterdrückung und Privilegien durchzogen ist.¹² Um diese Komplexität zu erreichen, ist es unerlässlich, sich auf *empirische Belege* für die zu untersuchenden epistemischen Herausforderungen zu stützen. Diese Belege tragen sowohl dazu bei, besser mit den Problematiken umzugehen, die man zu verstehen versucht, und geeignete Lösungen zu entwickeln, als auch dazu, im Rahmen des Nicht-Idealen zu bleiben.¹³

Das Vermeiden von Idealisierung bedeutet zudem ein Bekenntnis zur *These des situierten Wissens*, sowohl in Bezug auf die Erfahrungen und Perspektiven marginalisierter Gruppen als auch hinsichtlich der Art und Weise, wie die soziale Positionierung kritische Forschung entmutigen und zu Fehlern führen kann. Mills führt an, »dass es typische Arten gibt, etwas falsch zu machen, die im Hinblick auf die soziale Struktur und die spezifischen Gruppenmerkmale betrachtet werden müssen« (2007: 23); ein Beispiel ist die »absichtlich anerzogene Ignoranz« (Du Bois in Mills 2007: 30), die das Gegenstück zu den »von unten« gewonnenen Kenntnissen über Unterdrückung darstellt. Was letztere betrifft, so verstehen wir das Prinzip des situierten Wissens als eine Aufwertung der hermeneutischen Ressourcen marginalisierter Gruppen, ein Element, das auch bei Mills eine zentrale Rolle spielt. Die Einbeziehung von *Begriffen, die von unterdrückten Gruppen entwickelt wurden*, kann aufschlussreiche Blickwinkel bei der Erfassung von Unterdrückungsdynamiken bieten und so dazu beitragen, die Kluften in unserem Verständnis der sozialen Welt und der Probleme, die wir zu lösen versuchen, zu überwinden. Durch die Überprüfung der uns zur Verfügung stehenden Analysekatégorien werden wir die Kontingenz hegemonialer Begriffe erkennen und, sofern diese als unzureichend erachtet werden, nach Alternativen suchen.

12 McKennas Analyse der öffentlichen Ignoranz gegenüber dem menschengemachten Klimawandel ist ein Gegenbeispiel dafür.

13 Dementsprechend offenbart sich Begby erneut als exemplarisch: Da er keine (existierende und verfügbare) empirische Grundlage für seine Behauptungen bietet, verlieren seine Argumente an Kraft und seine Arbeit vermag es nicht, die idealisierte Sphäre zu verlassen.

Das Ausüben einer nicht-idealen Theorie stößt zwangsläufig auf eine Trägheit (idealisierend und ideologisch, wie Mills sagen würde) des hegemonialen philosophischen Feldes. Ein solches Schwimmen gegen den Strom erfordert zweifellos eine kontinuierliche kritische Wachsamkeit gegenüber eigenen blinden Flecken, unvermeidlich bestehenden Vorurteilen und eventuellen Rückfällen in Praktiken wie epistemische Gewalt (Pérez 2023). Wie Riegler (2019: 16) anmerkt, sollte »[p]roduktiver epistemischer Widerspruch [...] also nicht nur den anderen gelten. Manchmal kann es auch hilfreich sein, sich selbst zu widersprechen.« Liegt der Widerspruch nicht im Kern der philosophischen Aufgabe?

Nicht-ideale Epistemologie und philosophischer Aktivismus

Das von uns vorgeschlagene Modell zum Verständnis und zur Anwendung einer nicht-idealen sozialen Epistemologie ist Ausdruck dessen, was David Bordonaba Plou, Víctor Fernández Castro und José Ramón Torices (2022) als »Political Turn« in der Philosophie bezeichnet haben.¹⁴ Diese politische Wende impliziere zum einen »ein Interesse daran, Machtverhältnisse und Unterdrückung gegenüber einer benachteiligten Gruppe zu identifizieren und zu verstehen«, und zum anderen »den Einsatz bestimmter Theoriwerkzeuge aus traditionellen analytischen Bereichen wie Sprachphilosophie, Philosophie des Geistes, Handlungsphilosophie, Epistemologie und Metaphysik, um die Ungerechtigkeiten und unfairen Machtverhältnisse zu erklären, die aus der Perspektive marginalisierte[r] Gruppe[n] relevant sind« (2022: 12–13). Daraus lassen sich zwei für unseren Standpunkt wichtige Schlussfolgerungen ableiten: Zum einen wird die Auseinandersetzung der Philosophie mit politischen Fragen nicht nur zu einem Gegenstand der Disziplin, sondern auch zu einem Maßstab für die Bewertung von Theorien; zum anderen beschränkt sich das praktische Engagement nicht auf jene philosophischen Richtungen, denen es prima facie zugerechnet würde, wie die politische Philosophie oder die Ethik, sondern kann sich auch auf andere Bereiche wie die Epistemologie erstrecken.

Eine Philosophie, die sich dieser Wende anschließt, ist laut den Autoren eine Instanz philosophischen Aktivismus: eine Nutzung philosophischer Ressourcen, die nicht nur auf das Verständnis und die Offenlegung von Ungerech-

14 Wenngleich die Autoren sich explizit auf die analytische Philosophie beziehen, verwenden wir diesen Begriff hier jenseits der Grenzen dieser Tradition.

tigkeiten abzielt, sondern auch »wirksame Formen des Widerstands, der Bewusstseinsbildung sowie Strategien zur Subversion dieser Ungerechtigkeiten« artikulieren möchte (2022: 13). Das hier vorgeschlagene Modell dessen, was die nicht-ideale soziale Epistemologie sein (und was sie leisten) sollte, stellt in diesem Sinne eine *aktivistische Epistemologie* dar. Anstatt das akademische Ausüben der Disziplin von der Praxis zu trennen, bedeutet diese Charakterisierung, dass wir als Intellektuelle¹⁵ unsere theoretischen, begrifflichen, argumentativen und methodischen Werkzeuge in den Dienst der Probleme der Welt stellen, die uns außerhalb des wissenschaftlichen Betriebs beschäftigen und mobilisieren.

Eine der Herausforderungen bei der Einnahme dieser Position ist, dass sie sich immer wieder mit der gefürchteten Frage konfrontiert sieht, die bereits Kristie Dotson (2012) aufwarf: »In welchem Sinne ist das Philosophie?« (»How is this philosophy?«). Laut Dotson artikuliert diese Frage die Forderung, dass jede Arbeit, die als philosophisch gelten möchte, sich legitimieren muss, indem sie nachweist, dass sie »innerhalb eines bestimmten Rahmens von allgemein akzeptierten und eindeutig relevanten Begründungsnormen liegt« (2012: 8). Doch gerade diese Normen und die hegemonialen Vorstellungen von Philosophie, die sie formen, haben jene bereits erwähnte Trennung zwischen der beruflichen Philosophie und der außerakademischen Realität bewirkt. María Eugenia Borsani sieht »epistemisch-methodologische Anforderungen und die Art und Weise, wie sich die Kolonialität des Wissens [im akademischen Betrieb] entfaltet hat« als die Wurzel dessen, was sie als »politische Affektlosigkeit« diagnostiziert, die nicht nur das Feld der Philosophie, sondern die Geistes- und Sozialwissenschaften insgesamt durchzieht (2014: 3–4). Die Philosophin stellt fest, dass »dieser Zustand der Lethargie und Uner-schütterlichkeit einer kolonialen Strategie zugeschrieben werden kann, die ein gewaltsames Auseinanderdriften von Denken und Handeln sowie einen ebenso gewaltsamen Abgrund zwischen der Welt, dem, was in ihr geschieht, und der entsprechenden Theoriebildung geradezu hervorbringt, stimuliert und legitimiert« (2014: 8). Es geht also darum, diese Unerschütterlichkeit zu

15 Hier folgen wir dem kongolesisch-brasilianischen Anthropologen Kabengele Munanga, wenn er sagt: »Ein Intellektueller ist ein Wissenschaftler, der auf Veränderungen in der menschlichen Gesellschaft einwirkt. Man kann ein Wissenschaftler sein, der sein Lebtage im Labor verbringt, ohne sich um die gesellschaftliche Entwicklung zu scheren. Ja, das wäre ein Wissenschaftler, aber kein Intellektueller« (Gaspar/Munanga, 2020).

erschüttern und den philosophischen Blick auf den Zustand der uns umgebenden Welt und auf die Philosophie als ein Instrument der Intervention zu richten.

Literatur

- Begby, Endre (2021): *Prejudice. A study in non-ideal epistemology*, Oxford: Oxford University Press.
- Bordonaba Plou, David/Fernández Castro, Víctor/Torices, José Ramón (Hg.) (2022): *The political turn in analytic philosophy: Reflections on social injustice and oppression*, Berlin: de Gruyter.
- Borsani, M. Eugenia (2014): »El presente letal y la indolente parsimonia de las humanidades«, in: *Otros Logos. Revista de Estudios Críticos* V(5), S. 3–9.
- Code, Lorraine (1991): *What Can She Know? Feminist Theory and the Construction of Knowledge*, Ithaca: Cornell University Press
- Dotson, Kristie (2012): »How is this Paper Philosophy?«, in: *Comparative Philosophy* 3(1), S. 3–29.
- Dunlap, Riley E./McCright, Aaron M. (2011): »Organized climate change denial«, in: John S. Dryzek/Richard B. Norgaard/David Schlosberg (Hg.), *The Oxford Handbook of Climate Change and Society*, Oxford: Oxford University Press, S. 157–179.
- Fricker, Miranda (2015): »Epistemic Contribution as a Central Human Capability«, in: George Hull (Hg.), *The Equal Society: Essays on Equality In Theory And Practice*, Lanham: Lexington Books.
- Fricker, Miranda (2017): »Evolving concepts of epistemic injustice«, in: Kidd, Ian James/José Medina/Gaile Pohlhaus (Hg.), *The Routledge handbook of epistemic injustice*, London: Routledge, S. 53–60.
- Fricker, Miranda (2023): *Epistemische Ungerechtigkeit. Macht und die Ethik des Wissens*, Ü. Antje Korsmaier, Munich: C. H. Beck.
- Gaspar, Gabriel Rocha/Munanga, Kabengele (2020): »Mudar as coisas«, in: ECOA. <https://www.uol.com.br/ecoa/reportagens-especiais/intelectual-d-eve-influenciar-na-mudanca-diz-antropologo-kabengele-munanga/>
- Hänel, Hilkje C. (2022): »Einleitung: Epistemische Ungerechtigkeiten«, in: *Zeitschrift für Praktische Philosophie*, 9(1), S. 141–154. <https://doi.org/10.22613/zfpp/9.1.5>

- Hänel, Hilkje C./Müller, Johanna M. (2022): »Non-Ideal Philosophy as Methodology. The Case of Feminist Philosophy«, in: *Theoria*, issue 172, 69(3), S. 32–59. DOI: 10.3167/th.2022.6917202
- Hänel, Hilkje C./Müller, Johanna M. (Hg.) (2024): *The Routledge handbook of non-ideal theory*, Oxon und New York: Taylor & Francis.
- Grasswick, Heidi E. (2010): »Scientific and lay communities: earning epistemic trust through knowledge sharing«, in: *Synthese*, 177(3), S. 387–409.
- Grasswick, Heidi E. (2014): »Climate Change Science and Responsible Trust: A Situated Approach«, in: *Hypatia*, 29(3), S. 541–557.
- Kaufmann, Katharina (2022): »Liberalismus und die situierte Epistemologie der Ungerechtigkeit«, in: *Zeitschrift für Praktische Philosophie*. 9(1), S. 201–224.
- Lim, Woojin/Mills, Charles W. (2020): »The Racial Contract: Interview with Philosopher Charles W. Mills«, in: *Harvard Political Review*. <https://harvardpolitics.com/interview-with-charles-w-mills/>
- Marey, Macarena (2022): »La metodología blanca en filosofía política y la blancotopía: notas para leer a Charles Wade Mills«, in: Verschiedene Autor*innen, *Canibalizar la modernidad. Apuntes para la teoría política*, Buenos Aires: Tinta Limón, S. 237–248.
- Mills, Charles W. (1988). »Alternative Epistemologies«, in: *Social Theory and Practice*, 14(3), S. 237–263.
- Mills, Charles W. (2005): »Ideal Theory« as Ideology«, in: *Hypatia*, 20(3), S. 165–184.
- Mills, Charles W. (2007): »White ignorance«, in: Sullivan/Tuana (Hg.), *Race and epistemologies of ignorance*, New York: SUNY Press, S. 26–31.
- Pérez, Moira (2022): »No binario. Discursos y paradojas«, in: *Nueva Sociedad*, 302, S. 120–127.
- Pérez, Moira (2023): »Epistemische Gewalt und der philosophische Kanon – Ein intersektionaler Zugang«, in: *Polylog*, (50), S. 25–35.
- Rawls, John [1971] (2012): *Eine Theorie der Gerechtigkeit*, Ü. Hermann Vetter, Berlin: Suhrkamp.
- Radi, Blas (2025): »El giro individualista e ideal en la obra de Miranda Fricker: injusticia epistémica e ignorancia«, in: *Endoxa*, 25.
- Radi, Blas (2025): *Desidealizar la epistemología política. Una defensa de la epistemología centrada en la ignorancia*, Doktorarbeit, Universidad de Buenos Aires, Argentina.
- Riegler, Sonja (2019): »Wissen im Widerspruch, Wissen als Widerspruch. Umriss einer ambivalenten Beziehung«.

- Scheman, Naomi (2001): »Epistemology resuscitated«, in: Tuana/Morgen (Hg.), *Engendering rationalities*, New York: State University of New York Press, S. 23–52.
- Slovic, Paul (1999): »Trust, emotion, sex, politics, and science: Surveying the risk-assessment battlefield«, in: *Risk Analysis*, 19(4), S. 689–701.

Maira Pérez ist Fellow am Forschungsinstitut für Philosophie Hannover (Deutschland), Wissenschaftliche Assistentin am argentinischen Nationalrat für wissenschaftliche und technische Forschung und Professorin an der Universität Buenos Aires, Argentinien (Fachbereich Philosophie). Sie leitet die Forschungsgruppe für Angewandte Philosophie und Queere Politik (PolQueer) und war Gastdozentin an Universitäten in Chile, Uruguay, Frankreich, Deutschland und den Vereinigten Staaten. In ihrer Arbeit verbindet sie die Beiträge der praktischen Philosophie mit queeren und antikolonialen Perspektiven, um die Wechselwirkungen zwischen Gewalt und Identität zu untersuchen, mit einem Schwerpunkt auf epistemischer und institutioneller Gewalt.

Blas Radi ist Dozent für Philosophie an der Universität von Buenos Aires, Argentinien. Er arbeitet im Bereich der praktischen Philosophie und erforscht vor allem die Schnittmenge zwischen sozialer Erkenntnistheorie und trans Studien. In diesem Rahmen hat er sich mit Themen wie epistemischer Ungerechtigkeit, der Erkenntnistheorie des Nichtwissens, tiefer Uneinigkeit, trans Epistemologie, reproduktiver Ungerechtigkeit und Travestizid/Transfemizid beschäftigt. In den letzten Jahren hat er an der Entwicklung eines nicht-idealen Ansatzes für die politische Erkenntnistheorie gearbeitet. Seine Arbeit »Rights Struggles, Injustice, and Legalism« wurde kürzlich von der Nationalen Universität Córdoba mit dem International Award in Social Sciences and Human Rights ausgezeichnet.

